

Guido Reif: Das Mädchen Jeanne

Es ist ein Zufall, daß Jeanne denselben Namen führt wie jenes Mädchen, das zur Nationalheldin Frankreichs wurde. Es ist ein Zufall . . .

Keine Kirche der Welt wird Jeanne heilig sprechen. Kein berühmter Dichter unserer Tage wird über sie ein Werk schreiben, das — Jahrzehnte oder Jahrhunderte später — dieselbe Begeisterung bei der Jugend auslösen wird, wie zu jener Zeit, zu der es geschrieben wurde, das die Alten an die revolutionären Gedanken erinnern wird, die zu ihrer Jugendzeit in ihrer Brust lebten, um allerdings mit der Jugend zu vergehen und weniger radikalen und aufregenden Anschauungen Platz zu machen. Kein geistvoller Dichter künftiger Tage wird sich mit dem Problem der Jeanne von 1937 befassen, die Dinge und Verhältnisse aufdecken, die sie zur Heldin machten und seinen Geist an sie und ihre Umgebung verschwendend. Dazu ist die Jeanne unserer Tage zu grablinig, dazu fehlt ihr zu sehr das Mythische, das erst die Inspiration gibt und jene Basis schafft, auf der Heldinnen vom Schlag der Jeanne d'Arc sich zu behaupten vermögen. Wer nur auf seine Stimme hört, wer zwischen sich und die Umwelt nichts stellt als einen klaren Blick, der eignet sich schlecht zum Dramenhelden. Die Jeanne von 1937 tut nur dies. Sie ist daher weder befähigt, den Aheren den Glauben an Uebernatürliches begreiflich zu machen, noch vermag sie Führer zum Überlegen zu bewegen oder Bogen deshalb in Verückung geraten zu lassen, weil sie imstande ist, Gott um einen günstigen Wind zu bitten, der die kriegerischen Geschehnisse ganz beträchtlich zu beeinflussen vermag. Auch sind die kriegerischen Geschehnisse unserer Tage kaum von Gott zu beeinflussen. Ein Wechsel des Windes, noch so innig erbeten, wird kein Flugzeug abhalten, seinen Kurs zu verfolgen, wird keine Granate abhalten, ihre Bahn zu ziehen, denn Motore und Flugkraft sind härter als manches Element.

Jeanne d'Arc stellte sich und ihre innere Stimme in den Dienst einer Krone. Sie stellte sich in den Dienst eines starken Heeres, denn „Gott ist mit den starken Bataillonen“. Ihre Aufgabe war, für Gott zu kämpfen und seinem Willen zum Sieg zu verhelfen, ein Vermögen, das ihre Zeit nicht verstand und sie just durch die Diener Gottes auf den Scheiterhaufen bringen ließ. Die Jeanne von 1937 steht auch in den Reihen der starken Bataillone. Doch deren Stärke liegt mehr im Glauben an die Gerechtigkeit ihrer Sache, im Glauben an sich selbst, als in dem an die Stärke ihrer Waffen. Sie kämpft für keine Krone, sie kämpft aber für jenes Gesetz, das auch Gottes Gesetz ist: für Menschlichkeit, für jene primitive Forderung, für die schon vor 2000 Jahren ein Mensch gekrenzt worden ist.

Um Wirklichkeit werden zu lassen, was seit Tausenden die Wirklichkeit sein sollte, verläßt Jeanne, knapp nach dem Weihnachtsfest des Jahres 1936, ihre Heimat, eine kleine Gemeinde in der Nähe von Gent. Sie fährt durch

ein verschneites Frankreich. Vielleicht erzählt ihr einer der Mitreisenden, als ihr Blick über die öde Landschaft gleitet, daß dort drüben, weit hinter den Bergen, Rouen liegt. Vielleicht plappert gerade ein Kind im Wagon von der Heiligen Johanna, als die schwere Maschine des Zuges, der Jeanne immer weiter von zu Hause wegstößt, über die Weiden des Bahnhofes von St. Denis polstert.

Jeanne d'Arc zog mit einem starken Heer durch das französische Land. Der Marsch mag nicht bequem gewesen sein. Das Mädchen Jeanne fährt in einem überfüllten Zug, zwischen Weihnachten und Neujahr, mitten unter zufriedenen Bürgern, deren Sorgen mit jenen um das tägliche Brot erschöpft sind, in einem Holzabteil dritter Klasse, auf ihrem Platz eingeleitet, müde und hungrig dem Ziel zu, das der Anfang sein soll.

Jede Fahrt hat ein Ende, so auch diese. Jeanne's Ziel ist die spanisch-französische Grenze. Und diese liegt vor ihr.

Es werden nicht viele Worte gewechselt. Jeanne steht vor Offizieren der Miliz und ersucht, ins Heer der Kämpfenden eingereiht zu werden. Unkompliziert wie Jeanne sind die Menschen, zu denen sie kommt. Man hört ihre Bitte und bewilligt sie. Man begrüßt die Sechszwanzigjährige, die jene Stimme, auf die sie hört, nicht nur im Kreise ihrer Freunde und Bekannten gelten lassen will, nicht nur in den sicheren vier Wänden ihres Heims, son-

dern auch hier, wo das Wort schweigt, wo eine irtümmlich gewordene Zeit den Irrsinn eines Brudermordes um der Menschlichkeit willen zur Sensation der Epoche macht.

Jeanne ist kein Mädchen mehr. In ihren Händen liegt ein Gewehr. Sie kämpft Schulter an Schulter mit Männern, sie ist nicht nur mutig wie diese, sie übertrifft manchen von ihnen. „Weißt du, was dich hier erwartet?“ fragt sie jemand. „Alles oder nichts“, antwortet sie. „Und zu Hause“, fragt ein anderer, „wartet dort niemand auf dich?“ „Vielleicht. Doch ist's dort nicht so bringend.“ Propellersärm ertönt. Zwei Flugzeuge werden sichtbar. Bomben krepierten, unweit, mit dumpfem Knall. Noch stehen die Männer wie gelähmt. Jeanne hat das Gewehr emporgerissen. Der Lauf ist in das schneegrüne M gerichtet. Jetzt naht die erste Maschine. Jeanne schießt — einmal, noch einmal — ruhig, sicher, als spien die Vögel über ihr nicht Tod und Verderben aus. Die Männer neben ihr greifen ebenfalls zu den Waffen. Geschütze heulen auf. Hundert Meter vor Jeanne schlägt eine Bombe ein. Zehn Schritt weiter vorn greift sich ein Mann an den Hals. Er kann den Blutstrahl, der herboraustritt, nicht eindämmen. Jeanne schießt; ruhig, sicher, als spien die Vögel über ihr nicht Tod und Verderben aus. . . Es ist Nacht. Leise Stimmen sind im Grauberg zu hören. Ein Offizier kommt. „Freiwillige!“ Viele melden sich. Unter ihnen ist Jeanne. Vertrocknete Lippen sind auf sie gerichtet. „Du bleib“, sagt sie zu einem Alten. „Du hast Frau und Kind. Ich bin allein.“ Der Offizier schaut sie an. Er lächelt. Die Menschheit wird bei jenen Bataillonen sein, die an sich und ihre Verurteilung glauben gelernt und diesen Glauben zu beständigen verstanden haben. Die Nacht vergeht. Der Morgen graut. Vier zogen aus. Einer kommt zurück. Einer? Einmal Jeanne. Sie hat erhandelt, was man wissen wollte. Drei haben den Weg mit dem Leben bezahlt. Jeanne blutet. Lächelnd wehrt sie ab. „Es ist nichts, nur ein Fleischschuß.“

Kaum zehn Tage später ist Jeanne wieder in der vordersten Linie. Die Wunde ist geheilt. Jeanne ist nicht mehr einfacher Soldat. Sie befehligt wohl keine Armee, sie hat wohl keine Erscheinungen, die ihr den Weg zum Ziel weisen. Sie befehligt aber einen Zug basissicher Miliz. Das Ziel weist ihr nach wie vor die Führung.

Tage vergehen. Wochen. . . Entscheidungen fallen heute nicht so schnell wie vor Jahrhunderten. Insbesondere Entscheidungen nicht, die eine Welt aus den Fugen zu heben drohen. Manche Schlacht ist geschlagen worden. Manche wird noch geschlagen werden. Ein Sieg, eine Niederlage ist nicht entscheidend. Sie sind nur Etappen. Entscheiden wird die Zeit. . .

Erbittert wird um die Stellungen von Embordia gekämpft. Alle Nachmittel werden eingesetzt, um sie zu Fall zu bringen. Gegen

Das ewige Lied

Durch die Waldesnacht
strich der Sommerwind,
kühlte und kühle saßt
Wangen und Glieder.

Krause von Lieb und Lust,
Jugend und erstem Glück,
und in der jungen Brust
hallte es wieder.

Erde war wunderweit,
Du warst ihr schönstes Kind.
Ströme von Lust und Leid
hürzten hernieder.

Hoben und hoch empor,
rissen uns erdenwärts,
fangen im Nebelhor
trunkene Lieder.

Wald war zu End' Dein Lauf
durch diese Erdenwelt.
Nimmermehr wachst Du auf
aus Deinen Träumen.

Doch wenn der Nachtwind zieht
über den Wald, das Feld,
klingt noch das alte Lied
leis in den Bäumen.

Martin Grill.

... Uebermacht kämpfen ein paar hundert Mann mit Löwenmut. Unter ihnen steht Jeanne. Der Lauf ihres Gewehres ist heiß.

Stunde um Stunde verbrinnt. Schwere Artillerie hat sich auf die Stellungen eingeschossen. Krieger kommen, werfen Bombe um Bombe. Drei ziehen ab, sechs tauchen am Horizont auf.

Die Reihen der Verteidiger werden immer lichter. Rechts und links neben Jeanne sinken die Männer zusammen. Sie steht. Der Lauf ihres Gewehres ist heiß.

Stunde um Stunde verbrinnt. Granate um Granate krepieri. Eine Bombe um Bombe faust aus der Luft in die Tiefe.

Jeanne blüht um sich. Zählt sie noch zwanzig Kämpfende? Regen nicht schon alle erschossen ringsum? Fester umklammert sie das Gewehr.

Eine alte, vertraute Melodie jagt ihr durch die Gedanken. Wann sang sie das Lied zum letzten Male? Wann doch? Damals — ist das Ewigkeiten her? ... Jeanne schießt ... Ja doch, es sind Ewigkeiten! Damals, in Gent ... Jeanne schießt ... Mädels waren dort: Margot, Estelle, Catherine ... Jeanne schießt ... Sie alle sangen. Damals, ja, damals war's, als sie zum letzten Male mit lachendem Gesicht die Melodie sang. Damals ... Jeanne schießt ... Damals war alles hell, es war ein Frühlingstag, wie dieser, es war —

Was war? Was? Den Gedanken denkt niemand mehr zu Ende. Die ihn dachte, sinkt zusammen, lautlos, und bleibt liegen, das Gewehr in den Händen ...

Kein Dichter dieser Zeit wird das Drama Jeanne schreiben. Ein magerer Zeitungsberechtigt gibt jenen Menschen, die das Kopfschütteln des Erstaunens und der Empörung zeit ihres Lebens nicht verlieren werden, vom Sterben dieser Jeanne Bescheid:

„Bei der Besichtigung der Stellungen vom Emboria fand man unter den Gefallenen, die noch nicht begraben werden konnten, die Leiche eines sechszwanzigjährigen Mädchens. Aus den Personaldokumenten, die man bei ihr fand, ging hervor, daß es sich um eine belgische Staatsangehörige handelte. Das Mädchen war die Führerin eines Zughaufens belgischer Miliz.“

Die Tage vergehen; sie reifen sich zu Wochen, zu Monaten, zu Jahren. Das Mädchen Jeanne ruht in der Erde, die es mit seinem Blut verteidigt hat.

Jeanne d'Arc wurde — wie lange nach ihrem Flammenobit! — heilig gesprochen. Das Mädchen Jeanne, die Jeanne einer neuen Zeit, wird niemand heilig sprechen.

Das Mädchen Jeanne hat seine Mission tausendfach erfüllt. Als Unbekannte ging sie neben Unbekannten unter. Wo liegt ihr Grab? Unbekannte Jeanne — Seitige Jeanne ...

und der eine Flasche und ein volles Glas vor sich hält. Darüber steht geschrieben: „My Goodness My Guinness“. (Um Himmelwillen, mein Guinness!) Guinness ist eine Biermarke, Herr Guinness ist ein großer Bierbrauer gewesen. Gewesen, denn er ist gestorben. Bevor ihm dies geschah, ist er berühmt und populär geworden. Nicht nur, weil selbst die Löwen im Urwald sich um sein Bier rissen, sondern weil er an jede freie Maurede, auf jeden Aschbecher, in Leuchttürnen und -reflektoren schreiben ließ: „Guinness is good for you!“ Es wuchs der Mensch mit seinen höheren Einkünften: Guinness ward Lord und bekam einen funkelndglänzenden Namen. Bevor er zu sterben kam, kaufte er in Hampstead, einem der schönsten Stadtviertel, einen Park mit einem Schloß darin. Dieses Schloß ließ er so ausstatten, als wollte er es selbst bewohnen. Schloß Ken Wood wurde eine der herrlichsten Besitzungen. An den Wänden hängen echte Rembrandts und van Dycks, echte Turner und echte Keibbarkeiten aller Art: es ist ein Museum, kein Wohnhaus. Und dann schenkte Lord Iveagh, dem man keinerlei Biergeschmack mehr anmerkte, das Ganze dem englischen Volk. Außerdem hinterließ er etliche Millionen Pfund. Der freundliche und fastastische Diener, der den Fremden durch das Gebäude führt, meint: „Guinness is good for Guinness“. So wird aus Bier Noblese. Durch „Buinness“. Denn „Buinness“ ist die Hauptsache. Buinness heißt Geschäft.

Begegnungen in London

Kleiner Sammelbericht aus einer Woche

London, Ende Juli 1937.

Der Fremde, der eine Woche lang das Erlebnis dieser größten Stadt der Welt hat, gibt sich selbst das Versprechen, aus keiner seiner Begegnungen verallgemeinernde Schlüsse zu ziehen, die immer ein falsches Bild geben, sondern einfach zu erzählen, was er sah, was ihm als Tatsache in den Weg lief. Er setzt dabei einiges voraus. Er nimmt an, daß man weiß, wie sehr England eine Insel ist, wie sein ganzes Wesen nur daraus zu verstehen zu sein scheint und daß also vieles — manchmal meint man alles! — anders ist, als bei uns. Daß die Fahrtrichtung nicht rechts, sondern links ist. Daß die Bahnhofe mitten auf der Straße oder die Straßen vielmehr quer durch die Eisenbahnabteile fahren. Daß Rauchen überall erlaubt ist: in Kinos und Theatern, in der Amisstube, den Frauen auf der Straße. Daß die Briefträger einen elegant über die Schulter geworfenen Sack tragen und noch abends zwischen 9 und 10 Uhr kommen. Daß die Schubleute Bobbys heißen und, wenn sie einen haben, ihren Bart an den Enden „zwickeln“, was aber auch etliche Private tun: er ist offensichtlich mit Pomade dazu präpariert. Daß man viel „Schlange“ steht, daß selbst in sommerlicher Hitze vor den Kinos, vor den Theatern zum Teil auf Klappstühlen angestanden oder besser angeessen wird, dergestalt, daß sich ein neuer Ruf, der „Schlangensunterhalter“ herausgebildet hat, Artisten, Musikanten, die die „Schlange“ unterhalten und dann einsammeln. Daß es in London viele Religionen und Sektensowie 3000 Kirchen gibt. Aber keine Dopselkenner, so daß es viel „Nicht“. Daß demgemäß Rheumatismus die Volkskrankheit ist. Und daß das Pfund (heute etwa 21,60 Fr. 141.62 KE) in 20 Schillinge und der Schilling in 12 Pennys zerfällt, weshalb der Fremde

nie weiß, was er nun eigentlich bezahlt hat. Daß auch alle anderen Maße anders sind: eine Meile hat 1,760 Yards, der Yard 3 englische Fuß zu je 12 inches = 91,4 Zentimeter (merken Sie es sich nicht, man kann es sich nicht merken!). Daß es außer Pfunden, Schillingen und Pennys noch die halbe Krone als Geldstück, aber keine ganze Krone gibt (außer der des Königs) und eine Guinea, die 21,05 Schillinge wert ist, wonach man die Währung nun überhaupt nicht mehr begreift. Die Gewichte sind vollends — maßlos. Ein Ston hat 14 englische Pfunde. Ein Pfund (nicht das Geldstück, sondern das Gewicht!) hat 16 Unzen. Trotzdem fordert man im Laden ein Viertelpfund Käse. Aber es wiegt nach unseren Begriffen nur etwa 117 Gramm ... Dies alles also wird vorausgesetzt, obgleich es dem Fremden als große Neuigkeit begegnet, wie der viele Tee, den man trinkt, wie die hohen Preise, vor denen er kapituliert, wie die Höflichkeit und Pünktlichkeit, die man überall antrifft, wie das englische Frühstück, das nur auf nüchternen Magen mit gebratenem Fisch anfängt, und wie die Regenfirme, die zu jedem Mann gehören, wie die Zylinderhüte, die nur Kassenhöten tragen, wie die Sperrzeiten für Alkoholausgang, der nur zu den Mahlzeiten erlaubt ist, wie die Kasse, daß in der englischen Sprache „Jah“ („I“) groß geschrieben wird, während man auch in der Kunde jeden anderen klein schreibt „you“ heißt „Du“ und „Sie“ zugleich, so daß man nicht merkt, wenn zwei sich zu duzen beginnen!).

Und nun ein paar kleine Beobachtungen wie sie die Tage einer Woche brachten. Da ist zum Beispiel jenes überall anzutreffende Plakat, das in Ueberlebensgröße folgendes zeigt: ein lüftiger Löwe verfolgt einen grüngekleideten Mann, dem sich die Haare heiler sträuben

Eines Tages heißt es, es werde eine Demonstration der Schwarzhemden stattfinden, England ist mit einem Herrn Mosley gesegnet, der, wie man dem Fremden sagt, eine schmerzreiche Frau geheiratet und deren Geld dazu benutzt hat, sich zum zukünftigen Führer der britischen Nazis zu ernennen. Ich beschließe, mir das anzusehen. Um 5 Uhr nachmittags soll die Sache auf dem Trafalgar-Square stattfinden, einem großen, herrlichen Platz, an dem auch die Nationalgalerie, ein berühmtes Museum klassischer Gemälde, steht. Also verbinden wir die Sache und gehen drei Stunden vorher in die Nationalgalerie. Aber man kann schon um 2 Uhr den Platz nicht mehr passieren. Ungezählte tausende Menschen sind schon da, alles Begnert. Nicht etwa Kommunisten, obwohl auch sie sichtbar nicht fehlen. Aber das ist nur eine kleine Gruppe, man merkt an den Plättern, die sie verteilen und den emporgehobenen Fäusten. Mehr als 90 Prozent der Anwesenden sind Schaulustige aller Art, die, wo man auch hingörft, ihre spöttischen Bemerkungen über das Mosleytheater machen. Ein paar Bobbys bemühen sich um die Aufrechterhaltung der Zirkulation. Alle lächeln, man sieht kaum ein ernstes Beamtenge Gesicht. Endlich sind wir im Museum. Nach zwei Stunden ist der Platz noch schwärzer, ein Durchkommen noch schwieriger. Ice Cream ist das große Geschäft. Jetzt sind ganze Reihen Bobbys da, auch ein paar zu Pferde. Sie halten auf dem riesenhaften Platz ein winziges Mittelplätzchen frei: dort sollen die Schwarzhemden hinein. Und eine schmale Gasse, durch diese muß Mosley kommen. Es ist ein Spiechrenlauf mitten durchs Gedächtnis. Und so wird es auch. Am Schluß hat man ihn aber doch noch aus seinem Auto gewonnen: es ist ihm nichts passiert. Niemand nimmt die Geschichte ernst. Es ist eben ein Schauspiel. Aber verdammte komisch ist es doch, plötzlich in dieser Stadt, in diesem Volk, in diesen Straßen das Horst-Wessel-Lied mit englischem Text zu hören. Und auch anderswo hat man erit gelacht ...

Der Fremde will einen Film und ein Theaterstück in London sehen. Er geht aus

Geräte wohl in ein Kino. Es ist mittags kurz nach 12 Uhr. Man spielt bereits. Um diese Zeit kann man für Sippets (einen halben Schilling) 4 Stühle im Kino sitzen, wo einem, wenn man will — natürlich gegen Bezahlung — auch ein Lunch serviert wird. Es gibt einen in America gemachten englischen Kolonialfilm „Bengal Lancer“, die Geschichte eines in Indien stationierten Regiments. Gut gemacht, glänzend photographiert, einfach in der Story. Aber durch und durch auf die nationalen Instinkte berechnet. Wenn der englische Offizier sich siegreich auf den verräterischen Führer eines Stammes wirt, brandet der Beifall los. Die ganze Sache unterscheidet sich in nichts von den Filmen, die heute in Deutschland gedreht werden. Am Schluß wird — wie bei allen Benutzungen im Empire — die Nationalhymne gespielt. Alles steht auf, Militärs und Polizei stehen stramm und legen die Hand an die Hüfte.

Im Theater dasselbe Bild mit anderen Vorzeichen: Sentimentalität, Humor, ganz gemischt mit Patriotismus. Ich sehe einen ausgeprochenen Schläger, um etwas kennen zu lernen, was hier Erfolg hat. Es ist ein musikalisches Spiel „Kalalaka“, handelt von Emigranten; russischen, versteht sich. Der Sohn des Großfürsten liebt die Tochter des Revolutionärs. Die Sache ist seit Adam und Eva dieselbe, die Erfolgautoren müssen sich nur nichts einfallen lassen und es regnet schon Lantienne. Man spielt den kitschigen Schmarren neun (9) Monate lang Tag um Tag, zweimal die Woche auch nachmittags. Täglich ausverkauft. Man singt nicht sehr gut, man tanzt ausgezeichnet, man macht einen bescheidenen Humor und man spielt — diesmal die zaristische Nationalhymne. Tagtäglich ist Krieg und Revolution, der Komiker kommt mit einem Bajonett auf die Bühne. Dem Fremden kam das Abendbrot hoch . . .

Man tanzt „for Spain“. Ein Plakat verkündet, daß in diesem Saale ein Wohlstandsfest für Spanien stattfindet. Für das republikanische Spanien übrigens erfreulicherweise. Aber — Tanz? Ja, das ist hier nun einmal so. Ich stelle mich auf und warte, wer da kommt. Rasenfahnen fahren Autos vor. Viele Geistliche treten in den Saal. Die Sache ist gut organisiert, wirkt wohlgetwis ein gut Stück Geld ab. Am nächsten Tage sehe ich im Vorbeigehen, wie man den Saal abserviert; es sah toll aus, man muß sich gut amüßert haben.

Ich unterhalte mich mit einem Omnibuschaffner über den jüngst beendeten großen Streik. Er verdient jetzt in der Woche 4 Pfund 12 Schillinge, etwa 22 Pfund im Monat. Es ging übrigens gar nicht um die Löhne, sondern um die Arbeitszeit. Die halbe Stunde Verkürzung ist erreicht worden. Der — wie alle — lebenswürdige Beamte gibt mir eine Broschüre mit, die der Verband der Streikenden an das Publikum verteilt hatte. Sie ist ausgezeichnet gemacht, auch graphisch interessant. Arbeitslose bekommen in London ca. 30 Schillinge (andert-halb Pfund) Unterstützung. Ein Dienstmädchen verdient ca. 1 Pfund die Woche, Köchinnen mehr, denn in England kocht man nicht sehr gut, viele Köchinnen kommen aus der Schweiz und aus Oesterreich. Eine Aufwartefrau bekommt je Stunde einen Schilling. Alle haben es verhältnismäßig gut, was die Behandlung anlangt. Das Wort gentleman ist nicht umsonst englisch. Und neben ordentlicher Arbeit, die hier jeder-mann leistet, ist alle paar Stunden tea time-Teegzeit. Denn ohne Tee wäre England unmöglich. W. S.

Warum wäscht die Seife?

Durch Jahrhunderte hat der Mensch zur Reinigung von Körper und Kleidern Seife als Waschmittel benützt, ohne eine Ahnung zu haben, wodurch sie eigentlich dazu befähigt ist, wie kein anderes Mittel zur Reinigungszwecken verwandt zu werden. Es ist das Schicksal des Alltäglichen, daß man es nicht weiter beachtet. Wir neigen doch so sehr dazu, alles, was uns angenehm oder nützlich ist, als selbstverständlich hinzunehmen.

Warum reinigt die Seife, dieses tierische Fett? Oder reinigt denn sie überhaupt? Lange Zeit hat man angenommen, daß dem Laugengehalt der Seife die enorme Reinigungsfähigkeit zuzuliebe, bis man erkannte, daß Stoffe mit dem zehnfachen Laugengehalt fast gar keine Waschkraft besitzen. Erst in den letzten Jahren ist es gelungen, durch Forschungen auf dem Gebiete der sogenannten Kolloidchemie das Rätsel der Seife zu lüften.

Und die neue Erkenntnis? Sie überzeugt uns, daß die Seife überhaupt kein Reinigungsmittel ist. Nicht die Seife wäscht, sondern das Wasser, das mit der Seife in Berührung kommt. Nicht der chemischen Beschaffenheit der Seife ist die Reinigungskraft zuzuschreiben, sondern vielmehr bestimmten physikalischen Eigenschaften der Seifenmoleküle, die das Wasser befähigen, sogar in die kleinsten Poren einzudringen und den Schmutz herauszuwaschen.

Wohl jeder wird schon die Beobachtung gemacht haben, daß reines Wasser, ob heiß oder kalt, am menschlichen Körper glatt abtinkt, ohne richtig haften zu bleiben. Kaum wird aber Seife benützt, so bleibt das Wasser am Körper haften, dringt in die Poren ein — und Puder, Schminke, Schweiß, Fett und Staub wird weg-gewaschen.

In den Physikstunden unserer seligen Schulzeit haben wir schon das Wunder erfahren, daß eine dünne Nadel, behutsam auf die Oberfläche des stillstehenden Wassers gelassen, nicht unterging, sondern schwimmend an der Oberfläche blieb. Wir lernten auch, das Wasser hätte eine besondere physikalische Eigenart, ein besonders hohes Maß der Oberflächenspannung. An

Eine deutsche Mutter singt . . .

Von Peter Stoth.

Schlaf, Kindchen schlaf,
 Dein Vater ist kein Graf.
 Dein Vater war als Arbeitermann
 Dafür, daß jeder leben kann,
 Schlaf, Kindchen schlaf.
 Schlaf, Kindchen schlaf,
 Dein Vater ist kein Graf.
 Deine Mutter ist 'ne Bäckerin,
 Geht zu die feinen Leute hin,
 Schlaf, Kindchen schlaf.
 Schlaf, Kindchen schlaf,
 Dein Vater ist kein Graf.
 Dein Vater war ein Arbeitermann,
 Hat jetzt ein' Zuchthausmittel an,
 Schlaf, Kindchen schlaf.
 Schlaf, Kindchen schlaf,
 Auch Du wirst nie ein Graf.
 Du wirst einmal ein Jungprolet,
 Der treu zu seiner Sache steht,
 Schlaf, Kindchen schlaf.
 Schlaf, Kindchen schlaf,
 Wenn's uns auch bitter traf.
 Es stelle heut' die Nachbarin
 Für Dich mir Milch und Becken hin,
 Schlaf, Kindchen schlaf.

der Oberfläche jeder Flüssigkeit herrscht eine gewisse Spannung, die die molekularen Teilchen zusammenzuziehen und festzuhalten beruht. Jede Flüssigkeitsoberfläche können wir einfachheitshalber als eine verfestigte Schicht vorstellen. Diese Verfestigung erlaubt auch, daß die Stahlnadel — Eisen sollte eigentlich nach Ordnung der Dinge im Wasser untertauchen — auf dem Wasser schwimmend verharret. Man kann aber auch diese Oberflächenspannung daran erkennen, daß das Wasser, aus einem dünnen Röhrchen tropfend, zuerst sich zu einem fast kugelförmigen Tropfen sammelt, der eine bestimmte Größe und Schwere einnehmen muß, bevor er aus dem Verlande der Flüssigkeitsteilchen sich herauslösen und herabfallen kann. Aus einem solchen Tropfen läßt sich rechnerisch die Größe und Stärke der Oberflächenspannung bestimmen. Wasser hat eine sehr hohe Oberflächenspannung. Eine verhältnismäßig sehr steife Schicht bildet dessen Oberfläche. Deshalb wird die Haut auch nur mangelhaft benetzt und darum kann das Wasser nicht in die feinen Poren eindringen.

Was aber tut nun die Seife? Das Fettsäuremolekül, aus dem im wesentlichen die Seife besteht, ist ein langgestrecktes Gebilde, wie ein Bündelholzstäbe, — natürlich sehr klein. An einem Ende trägt es eine Paraffingruppe, an dem anderen, — denken wir an das Köpfchen des Streichholzes — den Säurebestandteil. Diese beiden Gruppen bilden aber einen inneren Gegensatz, indem nämlich der Paraffinanteil ein „wasserförmiges Element“ ist, während die Säuregruppe sich zum Wasser hingezogen fühlt. In der Wissenschaft nennt man die eine „hydrophob“ — wasserflehend — die anderen „hydrophil“ — wasserliebend.

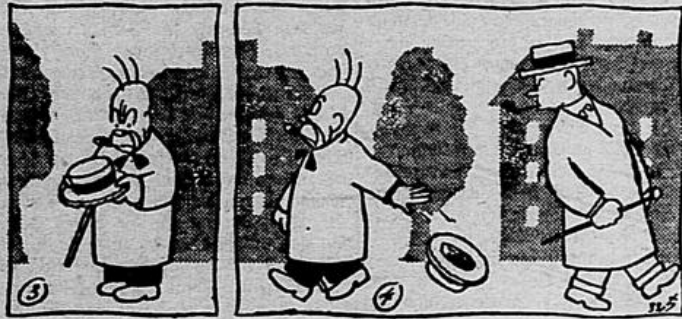
Bringen wir Wasser mit Seife in Berührung, wie man es etwa beim Waschen tut, so kommen die Köpfchen der Moleküle mit dem Wasser in enge Berührung und stehen palliasdenförmig auf der Flüssigkeitsoberfläche. Natürlich sind die Teilchen so eng nebeneinander und die Stäbchen derart kurz, daß wir selbst mit einem Mikroskop nur einen gleichmäßigen Seifenfilm an der Oberfläche beobachten können. Aber doch ist das Wichtigste und Wesentlichste beim Waschprozeß erreicht: das Wasser kann nun reinigen. Wir haben es nun nicht mehr mit gewöhnlichem Wasser zu tun, sondern eine Seifenlamelle bildet dessen Oberfläche. Das Wasser hat seine frühere große Oberflächenspannung eingebüßt, die Reaktionsfähigkeit ist gewaltig gesteigert: auch in die kleinsten Poren vermag das Wasser einzudringen.

Die moderne Chemie glaubt in dieser neu gewonnenen Erkenntnis auch große praktische Vorteile errungen zu haben. Sobald man erkannt hatte, daß das Geheimnis der Seife in der Veränderung der Oberfläche des Wassers besteht, ging man eben daran, nach Stoffen zu suchen, die billiger sind als tierische Fette und ebenfalls in stunde sind, die Oberflächenspannung wesentlich herabzusetzen. Man hat chemische Substanzen synthetisiert, deren Moleküle eine ähnliche Struktur wie die der Seife haben. Moleküle, die möglichst langgestreckt sind und vor allem den eigentümlichen inneren Gegensatz besitzen, nämlich, daß das eine Ende „wasserflehend“, wasserförmig ist, während das andere sich zum Wasser „in Liebe“ hingezogen fühlt.

Solche Waschmittel sind heute schon in der Textilindustrie in Verwendung. Mögen sie aber in der Industrie vollwertige Ersatzstoffe sein, bei der Körperpflege und sonst im Haushalt werden wir noch lange nicht auf unsere gute, geliebte Seife verzichten wollen.



Copyright P. L. B. Borg & Copenhagen



Adamsons neuer Strohhut

Eine Insel der Vernunft

Ich habe heute eine Nachricht gelesen, die mich merkwürdig bewegt hat, weil sie ausnahmsweise die Mitteilung von menschlicher Vernunft enthielt. — Derartige findet man im politischen Keile der Blätter ja heute leider selten. Allerdings kam die Meldung recht weit her: aus Puerto Rico, jener östlichsten und kleinsten der „Große Antillen“ genannten Inselgruppe, die im Karibischen Meere gelegen, zum Besitze der USA gehört.

Diese Insel, noch nicht 10.000 Quadrat-Kilometer groß, ist einer der „Vereinigten“ Staaten, sie hat ihr eigenes Parlament, und ihre Verfassung erlaubt es, daß sogar eine weibliche Abgeordnete vorhanden ist, Maria Luisa Arcelas, deren Initiative das Gesetz zu verdanken ist, von dem die mir zu Augen gekommene Meldung berichtet. Sie stand, das sei der möglichen Nachprüfung halber angegeben, in der Nummer 984 der Neuen Züricher Zeitung und besagte, daß jenes Gesetz angenommen worden sei, um der Ueberbevölkerung der Insel Einhalt zu gebieten. Es sei festgestellt worden, „daß die Kinder kaum eine Aussicht auf eine wirkliche Ausbildung und wirtschaftliche Besserstellung haben und also solle man sie lieber nicht gar zu zahlreich in die Welt setzen. Das Gesetz besagt dann im Einzelnen, was getan werden solle, um der Geburtenbeschränkung zu dienen, Die Maßnahmen entsprechen genau dem, was vom Standpunkt vernunftgemäßer Geburtenregelung von sozialistischer Seite stets vertreten worden ist. Die Nachricht fügt der Wahrheit entsprechend hinzu, daß die Bewohner der Insel ausschließlich Katholiken seien.

Ich muß sagen: dies alles hört sich wie ein Märchen an. Wenn das Parlament von Puerto Rico beschließen hätte, infolge der Ueberbevölkerung der Insel — Kolonien zu fordern oder eine andere Insel hinzuzuerobern, so würde das eigentlich viel besser in eine Zeit gepaßt haben, in der die Diktatoren Kränzen aussetzen für diejenigen, die recht viele Kinder in die Welt setzen. Wie, lese ich richtig, die Leute

von Puerto Rico halten für ihre Kinder eine wirkliche Ausbildung und wirtschaftliche Besserstellung für wünschenswert? Seltsam! Ich dachte, heute käme es vor allem darauf an, daß sie recht schnell in die Uniform gesteckt und als Waffenträger verwendet werden können. Puerto Rico, das heißt auf deutsch: „Reiche Insel.“ Es ist spanisch, Columbus hat die Insel entdeckt. Wirklich: beneidenswert reich ist diese Insel am kostbarsten Gut dieser Zeiten, der menschlichen Vernunft. Eine Insel der Logik im Weltmeere des Unverständes gleichsam. Denn dort, wo ein natürlichem Landleben verbundenes, aus Spaniern und Indianern und Nordamerikanern gemischtes demokratisches Volk lebt, ist man noch der einfachen Schlussfolgerung zugänglich, daß, wenn alle Länder und Inseln der Welt mit dem Ziele der Eroberung fremder Gebiete Ueberbevölkerung kultivieren, die Erde niemals Frieden, die Menschheit niemals Ruhe bekommen kann und das Meer sich rot färben muß vom Blut derer, die nur geboren werden, um für den Imperialismus zu sterben.

Und daß es eine Frau ist, die diesen Gedankenengängen zu Gefehskraft verholpen hat, freut mich besonders. Käme ich nach Puerto Rico, ich würde ihr gern die Hand geben und sie — photographieren. Denn sie gehört zu den Ausnahmsercheinungen in einer dem Wahnsinn verfallenen Gegenwart.

Verborgene Zahlen in unserer Sprache

In der Wertigkeit der Sprache geht es recht unterhaltend und wunderlich zu. Bei einer ganzen Reihe von Wörtern ist die Grundbedeutung verwischt und dunkel geworden, z. B. gibt es eine Menge solcher, die ursprünglich Zahlen oder Zusammenstellungen mit solchen waren.

Da ist gleich einmal das Wort „Ziffer“. Hier ist nämlich eine einzelne, bestimmte Zahl zur allgemeinen Bezeichnung für Zahl überhaupt geworden. Im Arabischen, von dem bekanntlich unsere heutigen Zahlenformen herkommen, heißt

nämlich „fiffr“ = 0. Auch die Eins kommt in verschiedenen Bildungen vor; so wird etwa bei der Primel nur der Lateiner wissen, daß ihr Name „erste Blume (primula“) bedeutet. Auch bei Prinz empfindet man nicht mehr die Grundbedeutung: der die erste Stelle Einnehmende. (franz. prince aus lat. princeps). Ebenso kommt die Zwei in sehr vielen Arten vor: Zwietsch, Zwielfisch, Zwielfisch, Zwielfisch (Schwanken zwischen zwei Möglichkeiten), Zwiirn (zwei-drätiger Faden), Zwiillisch (Gewebe mit Doppelfäden). Der Drell oder Drillich ist das „dreifädige“ Gewebe, ein „sechsfädiges“ schließlich ist der Sammet (griechisch hexamiton, hex = 6, mitos = Faden). Das Quartier, jezt soviel wie Wohnung, ist eigentlich ein (Stadt-)Viertel.

Schach ins Volk

Schachaufgabe Nr. 332
Von Johann Berger. Graz.
(Sammlung Spielbücher)

Schwarz: Kd1. Td5. Ba6. d2. d6. (5)



Weiß: Kd1. Db8. Td4. Sa3. a5. Bb2. b4. (7)
Matt in 2 Zügen!

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen der Aufgabe an den Leiter dieser Spalte einzusenden.

Lösungssur zu Nr. 349: Dd3! 2!

Richtige Lösungen sandten nachfolgende Genossen ein: Dinabier Emil; Tetschen: Beutel Wilhelm, Arnsdorf b. Tetschen: Jarschel Rudolf, Komotau; Tepper Franz, Karlsbad; Schöffel Anton, Schöbritz; Schöbka Josef, Komotau; Hyna Josef, Hostomitz; Palme Otto, Bodenbach; Hahl Erwin, Schindler Robert, Chlamiak Teo, Lohmüller Hans, Hofheld Otto, Tyle Vladimir, Freundl Anton, sämtlich Nestraitz; Geißler Josef, Alt-Serbitz; Walter Ludwig, Steinwitz Hans, Kömiz Anton, sämtlich Kwitkau; Havel Franz, Modlan; Berger Josef, Klein-Augezd; Ulbert Rudolf, Prosetitz.

Frankreich Sieger im Schachturnier in Antwerpen.

Das olympische Schachturnier, an welchem Norwegen, Holland, Belgien, D. T. J., Frankreich und A t u s teilnahmen, gewann die französische Mannschaft in hervorragender Weise.

1. Runde. Belgien gegen „Atus“ 4:1 Punkte für Belgien; Norwegen gegen „D. T. J.“ 4:1 Punkte für Norwegen; Frankreich gegen Holland 4:1 Punkte für Frankreich.

2. Runde. Atus gegen Holland 1½:3½ Punkte für Holland; D. T. J. gegen Belgien 4:1 Punkte für D. T. J.; Frankreich gegen Norwegen 3:2 Punkte für Frankreich.

3. Runde. Frankreich gegen „Atus“ 5:0 Punkte für Frankreich; Holland gegen D. T. J. 3½:1½ Punkte für Holland; Belgien gegen Norwegen 2½:2½ Punkte unentschieden.

4. Runde. Belgien gegen Holland 3½:1½ für Belgien; Norwegen gegen „Atus“ 5:0 für Norwegen; Frankreich gegen D. T. J. 3½:1½ für Frankreich.

5. Runde. Holland gegen Norwegen 3:2 für Holland; D. T. J. gegen „Atus“ 2½:2½ unentschieden; Frankreich gegen Belgien 4½:1½ für Frankreich.

Endstand: 1. Frankreich 45 Punkte. 2. Norwegen 28 Punkte. 3. Holland 27½ Punkte. 4. Belgien 24 Punkte. 5. D. T. J. 20½ Punkte. 6. „Atus“ 7½ Punkte.

Die „Atus“-Mannschaft, welche eigentlich mit 4 Spielern antreten müßte, hatte im vorhinigen keine Chancen.